

FRANCK THILLIEZ  
IM  
ZEICHEN  
DES BLUTES



Weltbild

Als die Ermittlerin Lucie Hennebelle der verwirrten Manon begegnet, begreift sie sofort: Der »Professor« ist wieder aufgetaucht. Sein Zeichen ist die blutige Schrift auf Manons Handfläche. Nur Manon kann Lucie zu ihm führen, doch diese leidet unter einer unheilbaren Gedächtnisstörung. Die Lösung des Rätsels scheint in einem Abgrund des Vergessens verschwunden.

## **Lucie Hennebelle-Reihe**

1. Die Kammer der toten Kinder
2. Im Zeichen des Blutes

Franck Thilliez

# Im Zeichen des Blutes

Thriller

Aus dem Französischen von Ingrid Kalbhen

# **Weltbild**

## **Der Autor**

Franck Thilliez ist Ingenieur und auf neue Technologien spezialisiert. Seit einigen Jahren schreibt er sehr erfolgreich harte Thriller.

Die französische Originalausgabe erschien unter dem Titel La memoire fantome.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Le Passage Paris – New York Editions

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin. Erschienen im Ullstein

Taschenbuch Verlag

Übersetzung: Ingrid Kalbhen

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-350-1

Für Tristan

Es ist ein schlechtes Gedächtnis, das nur rückwärts gerichtet funktioniert.  
Lewis Carroll

# Prolog

Das Gerücht besagte, sie hätte sie alle getötet. Eine Frau, ein vierjähriges Kind, mehrere Männer, die man über die Jahre hinweg erhängt aufgefunden hatte. Es war von Generation zu Generation weitergegeben worden, abgewandelt, aufgebläht. Nie gab es Beweise oder irgendeine Gewissheit. Man hegte den Verdacht, mehr nicht. Einige behaupteten sogar, dass nachts die Geister der Vergangenheit zurückkämen und das Haus wieder aufsuchten, dass man im ersten Stock seltsame Lichter flackern sah. Bulldozer hätten versucht, es abzureißen, hieß es, doch jedes Mal seien unerklärliche Pannen aufgetreten. Alle Versuche, es dem Erdboden gleichzumachen, waren gescheitert, vor langer Zeit bereits.

In der Woche zuvor hatte Salima sich noch über einen derartigen Blödsinn lustig gemacht. Selbst am Vorabend hatte sie nicht daran geglaubt. Aber nun, als sie vor diesem verlassenen Herrenhaus standen, zwischen Hem und Roubaix, war sie sich nicht mehr so sicher.

»Du machst nur deine Fotos, und dann verschwinden wir wieder, okay?«

Vor dem Zaun des Grundstücks packte Alexandre sie und küsste sie unbeholfen wie ein Schuljunge.

»Du wirst doch jetzt nicht etwa Schiss kriegen?«

»Darum geht es nicht. Aber je schneller wir hier wieder weg sind, umso besser. Du kennst meine Mutter.«

Sie erklommen eine Mauer an der Nordseite des Anwesens, stiegen dabei auf einen Haufen aus Schrott und Holz, den bereits andere auf der Jagd nach Gespenstern dort aufgetürmt hatten, und landeten schließlich inmitten von Brennnesseln und Dornengestrüpp.

Salima richtete sich auf. Vor der schwarzen Wand der Dunkelheit hoben sich vom Wind bewegte Zypressen ab. Direkt dahinter lag das erstarrte Haus mit den kalten Steinen. Die Finger des jungen Mädchens krallten sich in die Jacke ihres Freundes.

Sie kletterten weiter und erreichten mühsam eines der nicht zugemauerten Fenster im ersten Stock.

Dann waren sie drinnen. Unter ihren Füßen knirschten Glasscherben. Der Junge schaltete seine Taschenlampe ein.

»Bierflaschen«, flüsterte Salima.

»Und Spritzen. Ich wusste gar nicht, dass Gespenster fixen. Das kratzt den Mythos etwas an.«

Alexandre leuchtete mit der Lampe ringsumher. Ein widerlicher Raum, mit abgelösten Tapeten, feuchten Wänden. Keine Möbel, kein Bett, nur eine abgenutzte Matratze voller Urinflecken.

»Das war das Zimmer von dem Kind. Hier soll die Mutter es tot aufgefunden haben. Genau da, wo du stehst.«

»Halt die Klappe, verdammt noch mal! Deine Belehrungen kannst du dir sparen.«

Alexandre steckte sich seine kleine Taschenlampe zwischen die Zähne und nahm seine

Digitalkamera heraus.

»Morgen stelle ich das alles in meinen Blog. In der Schule werden sie grün vor Neid.

Komm mit, wir gehen zuerst runter ins Erdgeschoss.«

Salima, ein Mädchen maghrebinischer Abstammung mit langen, geflochtenen Zöpfen, erblasste.

»Warum? Wozu denn das? Dort ist doch alles zugemauert, es gibt keinen Ausgang!

Wenn wir ...«

»Wenn wir was?«

»Ich ... ich weiß nicht. Wenn wir abhauen müssen, zum Beispiel! Scheiße, Mann! Hier sind trotz allem merkwürdige Dinge passiert.«

Mit erhobener Stirn zuckte Alexandre die Schulter.

»Dann bleib halt hier, du Angsthase. Ich geh jedenfalls runter.«

Sie klammerte sich an ihn.

»Immer musst du das letzte Wort haben. Scheißkerl.«

Sie wandten sich zur Treppe. Überall prangten die eisigen Farben der Finsternis. Die Fantasie der jungen Frau ging mit ihr durch. Sie sah hagere Finger, die über ihre Hände streiften, flüchtige Silhouetten aus Feuer und Schatten. Ja, das Haus atmete, irgendwo schlug sein Herz. Erstmals erwiderte Alexandre die Umarmung seiner Freundin mit gleicher Intensität.

Jetzt bekam auch er mit seinen siebzehn Jahren langsam weiche Knie. Würde gleich Blut aus den Wänden sickern und schwarz wie Wein herabtropfen, so, wie es die Leute erzählten?

Nein, völlig unmöglich. Das war nur ein Märchen, das in der Stadt umging.

Sie kamen in eine runde Halle mit zugemauerten Fenstern und sich verjüngenden Fluchten. Es roch nach Salpeter, nach feuchtem, muffigem Keller. Auf den zersplitterten Fliesen waren Säcke mit Gips gestapelt, Mörtel, Bauwerkzeuge. Maurerkellen, Schaufeln, Meißel, Sägen, Hacken. Salima hielt sich den Schal vor die Nase. Vor ihrem inneren Auge tauchte auf einmal das brutale Bild eines Schädels auf, der mit einem Hammer zertrümmert wurde.

Plötzlich vor ihr das Knistern elektrischer Ladung, dann der grelle Schein eines Blitzlichts. Alexandre drehte sich um die eigene Achse, mit dem Finger auf dem Auslöser seiner Digitalkamera. Im Licht der Blitze erkannte man Scherben eines zerbrochenen Spiegels, angeschlagene Teller und abgebrannte Kerzen, die in Form eines Pentagramms angeordnet waren.

Alexandre erstarrte. Seine ganze Selbstsicherheit war dahin.

Vor ihm auf dem Boden stand ein Gefäß mit roter Flüssigkeit.

»Scheiße!«

Er beugte sich hinab.

»Sieht aus wie ...«

Aus einem anderen Zimmer hörte man ein knarrendes Geräusch. Dann fiel etwas auf den Boden.

Da war jemand. Oder etwas.

Alexandre wich drei Schritte zurück, stieß gegen seine Freundin. Er geriet in Panik.

Plötzlich fühlte er, wie etwas Klebriges kalt über seinen Nacken lief.

Vor Schreck brachte er kein Wort hervor. Er fasste sich ans Ohr. Seine Finger färbten sich purpurrot.

Es tropfte von der Decke herab.

Blut.

Salima unterdrückte einen Schrei und fiel hintenüber auf die erste Treppenstufe.

Alexandre ließ seine Lampe los, die bis zur Wand rollte. Sein Atem ging schneller. Er half dem jungen Mädchen aufzustehen.

Und während sie Hals über Kopf die Flucht ergriffen, erhob sich langsam ein Schatten und schritt in die Mitte der Halle. Die Gestalt, die unter einer schwarzen Kapuze verborgen war, ergriff die Taschenlampe und richtete den Lichtkegel zur Decke.

Das Werk war beinah vollendet. Das mathematische Chaos in der Perfektion des Kreises.

Der Lichtstrahl fiel auf schlangenförmig angeordnete Zeichen, die aus Hunderten von Ziffern bestanden. Das Ganze bedeckte noch den letzten Quadratzentimeter Gips.

Eine behandschuhte Hand tauchte einen Pinsel in das Gefäß. Es mussten noch mehr Ziffern gemalt werden. Bis hinunter zum Boden.

Um das Schicksal des nächsten Opfers zu besiegeln.

Während sich die zähflüssige Substanz über die Wände verteilte, wurde das Gesicht unter der Kapuze plötzlich von einem seltsamen weißlichen Schimmer erhellt.

Die dunkle Gestalt geriet in Panik und fügte noch hastig hinzu: »Träum grausame Tode.« Dann verschwand sie.

Ein Monat später

Die Scheibenwischer konnten die Wassermassen, die gegen die Windschutzscheibe des Mercedes schlugen, kaum noch bewältigen. Die Bäume zu beiden Seiten der Straße wurden von gewaltigen Kräften hin- und herbewegt, sodass sie drohten umzustürzen.

Alain beugte sich über das Steuer, die Nase dicht über dem Armaturenbrett. Er konnte so gut wie nichts sehen.

Erst musste er sich im Kasino von Saint-Amand-les-Eaux ausnehmen lassen und jetzt auch noch dieses Jahrhundert-Unwetter! Er war wirklich vom Pech verfolgt. Die letzten Kilometer bis Valenciennes drohten beschwerlich zu werden.

Er fuhr noch langsamer. Sauwetter. Für den Rest der Woche waren sintflutartige Regenfälle mit heftigen Gewittern vorhergesagt.

Für den Bruchteil einer Sekunde verzog sich sein Gesicht zu einer grauenhaften Grimasse. Er trat mit voller Wucht aufs Bremspedal, die Hinterreifen blockierten, ringsum spritzte Wasser auf. Das Auto kam nur wenige Zentimeter vor einem riesigen abgebrochenen Ast zum Stehen. Im Licht der Scheinwerfer sah man noch mehr Zweige, die mit großer Geschwindigkeit umhergeschleudert wurden.

»Das kann nicht wahr sein!«

Alain schlug das Lenkrad ein und schaltete in den Rückwärtsgang. Wenn jetzt ein Auto aufkreuzte, dann würde es krachen!

Ein dumpfes Geräusch ließ die Scheibe auf der Beifahrerseite erbeben. Alain zuckte zusammen.

Zuerst glaubte er, ein weiterer Ast sei gegen den Wagen geprallt. Aber das war es nicht. Nein, es waren Hände, die gegen das Fenster drückten.

Alain umklammerte das Lenkrad. In der Dunkelheit sah er ein Gesicht. In Panik legte er den ersten Gang ein.

Weg von hier, so schnell wie möglich.

Draußen mischte sich ein Schrei unter die Klagelaute der Natur.

Da, direkt vor ihm, im Licht der Scheinwerfer stand eine Frau, von Schlamm bedeckt, die Hände auf die Knie gestützt. Sie schüttelte erregt den Kopf, Wind und Regen peitschten ihr ins Gesicht. An ihrem entsetzten Blick, ihrer zuckenden Brust erkannte Alain, dass sie ihn anflehte, sie der Dunkelheit zu entreißen.

Sie kam aus dem Unterholz. In Turnschuhen und Trainingsanzug.

Alain zögerte, sein schützendes Blechgehäuse zu verlassen. Und wenn es eine Falle war? Der Ast quer über dem Asphalt, die einsame Gegend, keine Zeugen. Dennoch öffnete er schließlich die Tür und stieg aus, mit der ausgebreiteten Jacke über dem Kopf. Er duckte sich unter den Windböen. Keine drei Sekunden später war er völlig durchnässt.

»Madame? Sie ...«

»Wo sind wir? Sagen Sie mir, wo wir sind!«, rief sie keuchend.

Das Wasser lief ihr in den Mund. Sie würde jeden Moment zusammenbrechen.

»In der Nähe von Valenciennes, aber ...«

»Valenciennes? Was hat das zu bedeuten?«

Sie zeigte ihm ihre Handfläche, über die eine tiefe Schnittwunde voller Blut und Erde verlief, dann schrie sie:

»Nach Lille! Sie müssen mich nach Lille fahren! Bitte! Fahren Sie mich nach Lille!«

Jemand hämmerte gegen die Tür.

Lucie Henebelle blickte auf die Uhr. Gleich 22 Uhr 30. Wer konnte um diese Uhrzeit noch klopfen? Sie stand leise auf, um die Zwillinge nicht zu stören, die aneinandergeschmiegt auf dem warmen Sofa schliefen, dann schob sie den Riegel beiseite und öffnete.

Vor ihr standen zwei durchnässte junge Männer. Die Studenten aus der Wohnung über ihr. Jérôme und Anthony.

»Madame! Sie müssen mitkommen!«, sagte Jérôme, der völlig zerzaust war. »Wir waren gerade auf dem Rückweg vom Sombrero! Es ist fünfzig Meter von hier! Eine Frau, die übel zugerichtet aussieht. Sie wollte aufstehen, aber sie ist todmüde! Kommen Sie!«

Lucie seufzte. Die Nachbarn belästigten sie auch wegen jeder Lappalie.

»Dann ruft die Feuerwehr. Oder die Polizei.«

»Aber Sie sind doch von der Polizei!«

Die Polizistin strich ihre blonden Haare nach hinten und band sie mit einem roten Gummiband zusammen, dabei erklärte sie:

»Nur bin ich leider gerade nicht im Dienst, verstehst du, da draußen tobt ein irrsinniges Gewitter, und außerdem muss ich nicht bei jedem Ehekrach oder Problem mit der Müllabfuhr parat stehen. Auch ich habe ein Leben nach der Arbeit. Ich bin nicht von den Barmherzigen Schwestern, okay?«

Lucie wollte die Tür wieder schließen, doch Jérôme hatte seinen Fuß in den Spalt gestellt.

»Ein Problem mit der Müllabfuhr? Diese arme Frau hat Striemen an den Handgelenken! Sie ist über und über mit Schlamm besudelt! Und weiß nicht einmal, welcher Tag heute ist! Als hätte sie seit Monaten kein Tageslicht mehr gesehen!«

Polizeileutnant Henebelle zögerte. Sie war rund um die Uhr Polizistin. Verpflichtet, Personen in Gefahr Beistand zu leisten.

Sie drehte sich um, machte wieder einmal das Dilemma einer jeden Mutter durch. Was sollte sie mit ihren Lieblingen machen? Sie allein lassen? Was war mit ihrem Versprechen: »Nie wieder nachts«?

Es war zu spät, um die Tagesmutter anzurufen.

»Fünfzig Meter von hier, hast du gesagt?«

»Noch nicht mal. Dort. Nebenan!«

Den Sachverhalt feststellen, wenn nötig, ein Team anfordern und dann gleich zurückkehren. Nur ein paar Minuten und sie wäre wieder bei ihren Mädchen. Sie hasste es, sie so allein zurückzulassen. Die endlosen Nachtdienste, die verheerenden ruhigen Posten. Das war Vergangenheit.

»Also gut. Bleibt einer von euch hier und passt auf meine Töchter auf? Anthony?«

Der junge Mann, der schüchtern wie eine Nonne war, willigte ein, ohne den Mund aufzumachen. Sein Gesicht war von Pickeln übersät, die sich von Hamburgern und elektronischen Schaltkreisen nährten, ein Student der vergangenen Generation. Sie

wusste, dass er an der Ingenieurschule studierte, einer von der ernsthaften Sorte. Nicht unbedingt der geborene Vater, aber auch nicht zu blöd, um auf zwei vierjährige Mädchen aufzupassen.

Lucie lief zu ihrem Computer, auf dem die Seite einer Partnerschaftsvermittlung aufgerufen war, und schaltete den Bildschirm aus. Dann zog sie ihren alten Regenmantel über, band ihre verschlissenen Springerstiefel zu und räumte eilig ein paar Papiere und Bücher in einen Eckschrank. Mit einem raschen Blick kontrollierte sie den Zustand des Zimmers. Schubladen und Schranktüren waren geschlossen. Abgesehen von den Puppen und den Spielsachen auf dem Boden war alles sauber und aufgeräumt.

»Bitte fass nichts an. Denk dran, ich bin Polizistin, und Polizisten haben eine feine Nase. Kann ich dir vertrauen?«

Anthony nickte und machte es sich auf einem Sessel gegenüber von den Zwillingen bequem.

»Und vielen Dank auch«, fügte sie hinzu. »Wenn ihr mal Probleme mit einem Strafzettel habt ...«

Ohne noch länger zu warten, ließ sich Lucie vom Sog des Gewitters fortreißen. Und von der dekadenten Würde einer Frühlingsnacht.

Die junge Frau saß zusammengekauert in der Halle des Wohnheims Saint-Michel, inmitten eines Stadtviertels mit mehreren Elite-Hochschulen. Ein paar Studenten hatten ihr eine Decke und eine Tasse heiße Schokolade gebracht, die sie jedoch nicht angerührt hatte. Sie sah mitgenommen und verstört aus, ihre schwarzen Haare waren zerzaust, der Trainingsanzug durchnässt. Alles an ihr, wie sie sich sträubte, sich abkapselte, erinnerte an ein gehetztes, verängstigtes Tier.

Als Lucie näher trat, bemerkte sie an ihren Handgelenken sofort die von Stricken herrührenden Wunden. Die Polizistin schüttelte ihren Regenschirm aus und hockte sich vor die Frau.

»Haben Sie keine Angst. Ich bin von der Polizei.«

Die unbekannte Frau versuchte aufzustehen, doch Lucie hinderte sie daran, indem sie ihr eine Hand auf die Schulter legte.

»Sie sehen sehr geschwächt aus. Bleiben Sie besser sitzen, bis sich jemand um Sie kümmert.«

Sie hob behutsam die Hosenbeine des Trainingsanzugs an. Die Frau verzog das Gesicht.

»Sie tun mir weh!«

»Entschuldigen Sie.«

Auch die Knöchel wiesen Striemen auf, fast blutrot. Lucie wandte sich um:

»Hat jemand die Polizei gerufen?«

Nur Kopfschütteln an Stelle einer Antwort.

»Ich kümmere mich darum«, bot Jérôme an, noch bevor die Polizistin ihr Handy hervorholen konnte.

»Sag, dass eine Frau um die dreißig, fünfunddreißig in die Notfallstation der Gerichtsmedizin gebracht werden muss. Sie ist wach und zeigt Reaktionen, doch wahrscheinlich ist sie Opfer von Misshandlungen geworden. Sag, dass Polizeileutnant Henebelle von der Kripo Lille vor Ort ist. Und dass sie sich beeilen sollen, okay?«

»Gut«, erwiderte Jérôme, das Telefon schon am Ohr.

Die junge Frau wurde immer unruhiger, ihre Finger krallten sich in die Decke.

»Meine Mutter! Sie müssen meine Mutter benachrichtigen! Marie Moinet, sie heißt Marie Moinet. 282, Boulevard du Maréchal Leclerc, in Caen. Jawohl, in Caen. Und meinen Bruder ebenfalls! Frédéric Moinet! Impasse du Vacher, in der Altstadt von Lille! Bitte!«

»Wir werden sie benachrichtigen, aber am wichtigsten sind erst einmal Sie. Wie heißen Sie?«

»Manon. Manon Moinet. Sind wir in Lille?«

»Ja. Ich ...«

»Sie müssen mich nach Hause bringen. Dieselbe Adresse wie mein Bruder. Sofort! Ich bitte Sie! Ich brauche meinen Apparat! Meinen Apparat!«

»Was für einen Apparat?«

Ohne eine Antwort zu geben, versuchte sie, sich an Lucie zu klammern, die jedoch ganz

ruhig ihre Hände ergriff und dabei eine Schnittwunde auf der linken Handfläche spürte.

»Hören Sie, Manon, ich heiße Lucie Henebelle, ich bin Polizeileutnant. Sie haben nichts mehr zu befürchten und werden bald nach Hause gebracht. Aber zuerst müssen Sie ins Krankenhaus, damit ein Arzt Sie untersuchen kann. Das ist gängige Praxis, wenn wir eine Person auffinden, die einen verwirrten Eindruck macht. Verstehen Sie?«

»Ja, ja. Ich verstehe vollkommen, aber ...«

»Sie werden in knapp zehn Minuten da sein«, teilte Jérôme mit.

»Okay«, antwortete Lucie. »Und nun, Manon, erzählen Sie mir, was passiert ist.«

Lucie drehte die Hand der jungen Frau um. Getrocknetes Blut. Sie schaute genauer hin. Die Handfläche war übel zugerichtet. Es waren Buchstaben: »Pr wieder da«.

Sie hob jäh den Kopf und fragte:

»Wer hat Ihnen das angetan?«

Manon wandte den Blick ab und schrie dann auf:

»Meine Uhr. Meine Uhr ist weg. Welcher Tag ist heute? Welcher Tag? Sagen Sie es mir!«

»Das hat sie uns vor fünf Minuten auch schon gefragt«, erklärte einer der Studenten. Lucie bedeutete ihnen, beiseitezugehen und leise zu sein.

»Heute ist Dienstag. Aber sprechen Sie ganz ruhig weiter, einverstanden?«

»Dienstag. Dienstag. Einverstanden. Februar. 2007, stimmt das? Sagen Sie, stimmt das?«

Hinter ihnen wurde getuschelt. Lucie blieb gelassen. Ein berufsmäßiger Reflex. Die arme Frau nicht noch mehr erschrecken.

»Wir haben April. Ende April.«

»O mein Gott! April! Schon April.«

Manon sah einen Augenblick lang verzweifelt aus, dann packte sie mit einer blitzschnellen Bewegung ihre Gesprächspartnerin am Kragen.

»Erzählen Sie mir, was passiert ist! Wieso bin ich hier? Wer sind diese Leute? Warum schauen sie mich so an? Sagen Sie es mir! Bitte!«

Sie hatte geschrien. Lucie löste sich aus der Umklammerung und wich einen Schritt zurück. Diese Frau gehörte in eine psychiatrische Klinik.

Gleichmütig fuhr die Polizistin fort:

»Man hat Sie gesehen, wie Sie über den Boulevard Vauban irrten. Sie sind voller Schlamm, bis zu den Haaren. Sie waren sehr schwach, und jemand hat Sie hierhergebracht, eben, vor ein paar Minuten. erinnern Sie sich nicht?«

Manon warf einen beunruhigten Blick auf die Gruppe Studenten.

»All diese Gesichter. Es sind zu viele Leute hier. Lauter Unbekannte. Madame, schicken Sie sie weg.«

Lucie wandte sich an die Schaulustigen.

»Okay, danke für Ihre Unterstützung, das war sehr nett. Der Rettungswagen wird gleich da sein, und Sie sollten wieder nach Hause gehen. Sie können die Tasse Schokolade wieder mitnehmen. Und die Decke lassen wir dort in der Ecke. Jérôme, du gibst Anthony Bescheid, dass ich wohl noch einen Moment hier zu tun habe. Er soll gut auf meine Mädchen aufpassen.«

Allgemeines Gemurre, doch niemand setzte sich in Bewegung. Erst als sie ihren Polizeiausweis zückte, gehorchten sie.

Als sie allein mit Lucie war, verlangte Manon:

»Ich brauche einen Arzt. Bitte, einen Arzt. Ich möchte es wissen. Ich muss wissen, ob er mich berührt hat. Madame, einen Arzt. Schnell.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, wir fahren gleich in die Notaufnahme. Dort wird man sich um Sie kümmern und Sie beschützen, einverstanden?«

»Sie halten mich bestimmt für schwachsinnig. Natürlich. Aber wie soll ich es Ihnen erklären? Es widerspricht jeglicher Logik.«

Lucie ging wieder näher an Manon heran und strich ihr sanft über den Rücken.

»Wollen wir vorne beginnen? Jemand hat Sie gegen Ihren Willen festgehalten?«

»Das war er. Ganz bestimmt. Da bin ich mir sicher.«

»Wer ist er?«

»Das wissen Sie nicht? Habe ich es Ihnen denn noch nicht gesagt? Doch, doch, Sie müssen es wissen. Ich habe es Ihnen bestimmt gesagt.«

»Nein, noch nicht. Sie können es mir glauben.«

»Noch nicht. Noch nicht, wie, noch nicht? Das war der Professor! Der Professor!«

»Welcher Professor?«

Manon schien nicht zu verstehen, da die Andeutung doch so offensichtlich war. Sie starrte Lucie verächtlich an.

»Sie sind bei der Polizei und stellen mir diese Frage? Wie kann es sein, dass Sie das nicht wissen? Das ist doch nicht möglich. Sie müssen ihn kennen. Den Professor!«

Sie wischte sich die Nase mit dem Ärmel ab und zog dann die Beine an den Oberkörper heran.

»Er hat seinen Opfern nie die geringste Chance gelassen. Nie. Warum sollte er mich verschont haben? Das widerspricht seiner Vorgehensweise! Das macht keinen Sinn! Begreifen Sie das?«

Lucie nickte. Die Frau sprach von »Vorgehensweise«, das war ein Fachbegriff. War sie Polizistin?

»Der Professor. Meinen Sie den Mörder?«, fragte Lucie.

Manon betrachtete die Schnittwunden auf ihrer Handfläche.

»Vielleicht habe ich ihn getötet. Ja. Ich habe es geschafft, ich habe ihn endlich gefunden und ihn getötet. Mit meinen eigenen Händen. Das ist möglich. Ja, ja, das wäre logisch. Nach all diesen Jahren.«

In ihr brodelte es, ihre Qualen schienen direkt unter ihrer Haut zu lodern, als wollten sie die gespannte Oberfläche durchbrechen. Lucie beobachtete ihre zwanghafte Mimik, die verkrampften Muskeln, ihre nervliche Anspannung.

Was für schreckliche Dinge hatte diese Frau durchgemacht? Der Professor, wieder da. Lucie unterdrückte einen Schauer.

Plötzlich schlug hinter ihnen eine Tür laut zu. Manon zuckte zusammen. Dann fielen ihre Arme wieder schlaff neben den Körper, und sie betrachtete die Halle, die Briefkästen, die Decke. Sie stand auf, wühlte in ihren Taschen und fragte, von Panik ergriffen:

»Madame?«

Lucie, die nach dem Rettungsdienst Ausschau hielt, antwortete etwas verzögert:

»Ja?«

»Wieso bin ich hier? Und wer sind Sie?«

Lucie setzte Manon auf den Rücksitz der Funkstreife. Sie hatte Anthony telefonisch erreicht. Er war bereits von Jérôme informiert worden und hatte eingewilligt, bis zu ihrer Rückkehr auf ihre Lieblinge aufzupassen.

Lucie war regelmäßig mit der Funkstreife unterwegs, doch in letzter Zeit nur selten mit den Teams, die nachts Dienst hatten. Sie sah Tibert, den Brigadechef, der am Steuer saß, und seinen Kollegen Malfeuille heute zum ersten Mal. Zwei kräftige Männer mit den Schultern von Rugbyspielern, Asphaltfresser, die von ihrem Beruf ganz ausgezehrt waren.

Bevor Tibert losfuhr, stellte er die Scheibenwischer auf höchste Stufe.

»Das ist echt nicht wahr, dieses Wetter. So was habe ich noch nie erlebt.«

Er warf einen Blick in den Rückspiegel und ließ den Motor an.

»Also, was gibt's?«

Manon zitterte. Ihr Gesicht lag im Dunkeln, sie hatte die Augen geschlossen. Sie war gerade eingeschlafen, völlig erschlagen vor Müdigkeit.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Lucie leise, während sie sich die Haare mit einem Handtuch trocknete. »Es sieht nach einer Entführung aus: Sie hat tiefe Striemen von Fesseln an Handgelenken und Knöcheln.«

»Wow!«

»Du sagst es. Sie hat ziemliche Probleme, sich an irgendetwas zu erinnern. Weiß weder wann noch wo es geschehen ist.«

»Amnesie?«

»Eher ein traumatischer Schock. Sie kennt ihren Namen und ihre Adresse. Aber in ihrem Kopf schwirrt alles durcheinander, sie spricht sehr schnell, und was sie sagt, ist völlig verworren. Zum Beispiel behauptet sie, zweiunddreißig Jahre alt zu sein, und dann wieder erklärt sie, ihr Hund Myrthe müsse dringend gefüttert werden.«

»Ein ausgeprägter Sinn für Prioritäten.«

Tibert nahm ein Hustenbonbon und bot auch Lucie eins an, doch sie lehnte ab.

»Kein Schädeltrauma, keine Blutergüsse?«, fragte er weiter.

»Auf den ersten Blick nicht. Aber ich fürchte die Ergebnisse der Untersuchungen. Sich nicht an seinen Entführer zu erinnern, an die Umstände der Entführung, das sieht, ehrlich gesagt, nicht gut aus.«

»Mit der Droge GHB betäubt?«

»Ich weiß es nicht.«

Lucie berührte sanft Manons Stirn. Kein Fieber.

»Sie ist todmüde, als hätte sie seit Ewigkeiten nicht geschlafen. Was für ein Dreckskerl kann sie so zugerichtet haben?«

»Derselbe Dreckskerl, der auch seine Frau zu Tode prügelt oder seine Tochter vergewaltigt. Erst gestern wieder in Wazemmes. Was, Malfeuille?«

»Ja«, erwiderte der Brigadier. »Das Mädchen muss einen Monat lang im Krankenhaus bleiben. Ihr Kiefer ist völlig kaputt, von einer Flasche zertrümmert.«

Lucie dachte kurz nach.